







## Stiftungsdinner 2014

---

GEORG-AUGUST-UNIVERSITÄT  
GÖTTINGEN

Herausgeber

Der Initiatorenkreis des Stiftungsdinners

Redaktion

Öffentlichkeitsarbeit der Universität Göttingen,

Regina Lange

Fotos

Peter Heller

Gestaltung

Rothe Grafik





## DANK



Liebe Freundinnen und Freunde  
der Georg-August-Universität Göttingen,  
verehrte Gäste des vierten Stiftungsdinners,

im November 2014 hatten wir, die Gruppe der »Initiatoren des Stiftungsdinners Universität Göttingen«, zum vierten Mal zum Stiftungsdinner eingeladen. Mit der vorliegenden Broschüre möchten wir uns für Ihr Kommen und für Ihr Interesse an der Stiftungsuniversität Göttingen sowie für Ihre Spenden ganz herzlich bedanken. Danke, dass Sie die Entwicklung der Georgia Augusta nicht nur über einen längeren Zeit-

raum mit Interesse verfolgen, sondern auch persönlich jeweils mit einer namhaften Summe unterstützen. Sie stärken damit die Idee einer Stiftungsuniversität und bestätigen, dass Ihnen die Universität und deren Zukunft am Herzen liegt. Die Spenden dieses Abends in Höhe von etwa 100.000 € werden in besonderer Weise dazu beitragen, die Entwicklung junger Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler zu unterstützen und hochqualifizierte Arbeitsplätze für die Universität zu sichern. Danke auch dafür, dass wir mit Ihrer Hilfe erneut junge Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler zum Gespräch mit Ihnen einladen konnten.

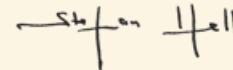
Die Universitätsstadt Göttingen ist offensichtlich die einzige Stadt, in der zum vierten Mal in Folge Stiftungsdinner mit Erfolg stattfinden. Hierauf sind wir sehr stolz und danken Ihnen allen. Ohne die jeweiligen Präsidenten der Georg-August-Universität Göttingen wäre uns das nicht gelungen. Für das Stiftungsdinner im November bedanken wir uns bei der Präsidentin, Prof. Dr. Beisiegel, dass sie uns erneut das Schmuckstück der Georgia Augusta, die Aula, zur Verfügung gestellt hat und unsere Initiative insgesamt unterstützt.

Der Abend des vierten Stiftungsdinners war im Vergleich mit den vorhergehenden ein ganz besonderer. Wir durften ihn mit drei Nobelpreisträgern verbringen: mit Prof. Dr. Thomas C. Südhoff, Nobelpreisträger für Medizin 2013, der nicht nur in Göttingen geboren ist, sondern auch hier studiert und geforscht hat. Er ist jetzt Professor an der Universität Stanford und war der Festredner des Abends. Mit Prof. Dr. Stefan Hell, Nobelpreisträger für Chemie 2014, Direktor am Göttinger Max-Planck-Institut für biophysikalische Chemie und Mitglied der Initiatorengruppe Stiftungsdinner. Und mit Prof. Dr. Erwin Neher, ebenfalls Max-Planck-Institut für biophysikalische Chemie, dem 1991 der Nobelpreis für Medizin für seine Entdeckungen zur Funktion einzelner Ionenkanäle verliehen wurde. Allen drei Nobelpreisträgern danken wir für ihr Kommen und ihre Unterstützung, Prof. Südhoff darüber hinaus für seine engagierten Thesen zu Wissenschaft und Forschung. Seinen Vortrag finden Sie in der vorliegenden Broschüre.

Musikalisch umrahmte diesen Abend das Trio d'Anches, drei Bläser des Göttinger Symphonieorchesters: Mathias Weiss an der Oboe, Manfred



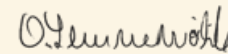
Jens Frahm  
Universitätsbund Göttingen



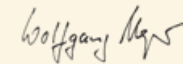
Stefan W. Hell  
Max-Planck-Institut für biophysikalische Chemie



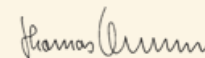
Thomas Keidel  
Mahr GmbH Göttingen



Doris Lemmermöhle  
Georg-August-Universität Göttingen



Wolfgang Meyer  
Stadt Göttingen



Thomas Oppermann  
Landesminister a. D.

Hadaschick an der Klarinette und Ömur Kazil am Fagott. Auch ihnen an dieser Stelle noch einmal herzlichen Dank. Herzlichen Dank auch denjenigen, die an dem Abend ein hervorragendes und festliches Menü bereitet und serviert haben.

Und nicht zuletzt ganz vielen Dank auch denjenigen, die zumeist kaum in Erscheinung treten, aber hinter den Kulissen unverzichtbar zum Gelingen des Abends beigetragen haben. Stellvertretend seien hier genannt Karin Anderson, Gabriele Höpfner und Regina Lange. Ohne deren Unterstützung wäre der Abend nicht so erfolgreich und die Broschüre nicht fertig geworden.

Wir hoffen, Ihnen allen hat der Abend gefallen. Wir würden uns freuen, Sie im kommenden Jahr in bewährter Verbundenheit wieder begrüßen zu dürfen.

Viertes Stiftungsdinner am 21. November 2014  
in der Aula der Georg-August-Universität Göttingen  
am Wilhelmsplatz





## FESTREDE

### PROF. DR. THOMAS C. SÜDHOF



Professor für Molekulare und Zelluläre Physiologie,  
Psychiatrie und Neurologie, Universität Stanford, USA,  
Nobelpreisträger für Medizin, 2013

Guten Abend meine Damen und Herren,

es ist mir eine Ehre, wirklich im wahrsten Sinne, vor Ihnen zu stehen und diese Festrede halten zu dürfen.

Ich habe in meinem Leben einige solcher Reden gehalten, aber noch keine auf Deutsch, deshalb hoffe ich, dass es nicht schief geht. Ich halte meine Reden normalerweise frei und ich hoffe, ich wünsche mir nicht im Nachhinein, ich hätte es mir genau aufgeschrieben. Es ist komisch, dass, wenn man lange im Ausland lebt oder in einem neuen Heimatland, wenn man das so nennen darf, man zwar den Akzent und die ursprüngliche Heimat nie verliert, aber trotzdem die neue Heimat verinnerlicht. Deswegen ist es für mich inzwischen häufig einfacher, auf Englisch zu reden, wenngleich auch nach 30, 40 Jahren noch immer mit deutschem Akzent.

Es ist mir eine besondere Ehre hier zu sein, weil ich aus meiner Schul- und Studentenzzeit dieses Gebäude sehr gut kenne. Ich war viele Jahre begeistertes Mitglied der AOV, der Akademischen Orchestervereinigung, die hier ihre Konzerte hielt, und ich saß auf dieser Bühne und hätte mir nie vorstellen können, in diesen Räumen einmal ein Dinner zu haben, also ein Abendbrot. Das ist eine sehr schöne Erfahrung.

Eine Festrede wie diese zu halten ist für uns Wissenschaftler, wenn wir Dinge ausdrücken möchten, die uns am Herzen liegen und uns etwas bedeuten, immer etwas schwierig, weil wir als Wissenschaftler gewohnt sind, in unseren Vorträgen mit Bildern zu arbeiten, die uns helfen, unsere Worte zu veranschaulichen. Heute jedoch sind meine einzigen Bilder diese Herren auf den Gemälden hinter mir, die mir unbekannt sind.



Heute Abend möchte ich Ihnen, wie Jens Frahm das schon sehr gut begonnen hat, zuerst ein wenig meine Beziehungen zu Göttingen darstellen.

Es ist für mich auch deswegen eine besondere Freude hier zu sein, weil, wie wir alle wissen, Göttingen sehr viele Nobelpreisträger hatte und hat – Menschen, die ich immer bewundert habe und noch bewundere. Das einzige Besondere an meiner Person ist, dass ich, soweit mir bekannt ist, der einzige Nobelpreisträger bin, der auch in Göttingen geboren ist. Ich meine, man kann auch auf kleine Dinge stolz sein!

Ich habe in meinem Leben insgesamt drei Perioden in Göttingen verbracht. Nach meinen ersten Schuljahren in Göttingen bin ich mit meiner Familie weggezogen und bin später zum Studium zurückgekommen. Während des Studiums habe ich, wie Jens schon erzählte, angefangen, am Max-Planck-Institut zu arbeiten. In dieser Zeit hat die Zusammenarbeit mit Reinhard Jahn begonnen, eine Zusammenarbeit, die inzwischen 40 Jahre lang anhält. Göttingen hat mir in diesen Jahren enorm viel vermittelt, nicht nur in der Wissenschaft. Die Wissen-

schaft, die ich damals gemacht habe, war ganz anders als die, die ich später erlebte, aber sie war auf keinen Fall schlechter. Sie war einfach eine Form von Wissenschaft, wie ich sie später nicht wieder erlebt habe.

Als ich mich als Medizinstudent entschied, dass ich mich wissenschaftlich ausbilden lassen wollte, ging ich ins Max-Planck-Institut und fragte diverse Direktoren, ob sie mich nehmen würden, ob sie mir etwas beibringen würden. Victor Whittaker, der ein eminenten Neurochemiker war, erlaubte mir dann, bei ihm in der Abteilung zu arbeiten. Er gab mir ein Labor und ein Büro – das übrigens größer war als das Büro, das ich jetzt in Stanford habe – und vor allem die Möglichkeit, mit vielen anderen Leuten in seiner Abteilung zusammen zu arbeiten und zu reden. Diese initiale Phase meiner wissenschaftlichen Ausbildung war in dem Sinne prägend, als ich lernte, mit anderen zusammen zu arbeiten und darüber zu reden, was wichtig oder unwichtig ist und wie die Dinge sich zueinander verhalten, obwohl die eigentlichen Inhalte, die ich damals verfolgte, später kaum eine Rolle spielten.



Nach dieser Zeit im Studium ging ich als Postdoc zu Brown und Goldstein, und tatsächlich gibt es auch hier eine – obgleich sehr indirekte – Verbindung zu Göttingen. Denn als ich überlegte, wo ich nach meiner Ausbildung hingehen sollte, fragte ich Ulrike Beisiegel, die jetzige Präsidentin der Göttinger Universität, um Rat. Ulrike war als Postdoc bei Brown und Goldstein gewesen, und sie war maßgeblich dafür verantwortlich, dass ich mich entschied, dort hinzugehen, weil sie über diese Zeit begeistert war und mich mit ihrer Begeisterung motivierte. Im Nachhinein kann ich feststellen, dass es ein exzellenter Rat war.

Nachdem ich lange Zeit in Amerika war, ging ich für einige Jahre nach Deutschland ans Max-Planck-Institut für Experimentelle Medizin zurück. Wie Jens schon erwähnte, bin ich jedoch dann nach einiger Zeit in die Vereinigten Staaten zurückgekehrt. Die Frage, warum ich das tat, wurde vielfach und in verschiedenster Weise diskutiert. Es war nicht so, dass mir die Arbeit im Max-Planck-Institut für Experimentelle Medizin keinen Spaß gemacht hätte; im Gegenteil, ich hatte viel Freude daran. Die ursprüngliche Vorstellung war aber, dass ich an das Institut gehen würde, um es umzugestalten und um dem Institut eine neuro-



biologische Ausrichtung zu geben. Dazu gehörten auch die Planung der Renovierung und der Neubau eines Tierhauses. Eben diese Aufgaben hatten mich zu der Rückkehr nach Göttingen bewogen. Aber dann veränderte sich die Führung der Max-Planck-Gesellschaft, und der neue Präsident hatte andere Pläne für das Institut. Aufgrund dieser Tatsache, die dazu führte, dass der Präsident mich bat, doch in die Vereinigten Staaten zurückzukehren, bin ich gegangen. Das war natürlich nicht nötig, denn als Max-Planck-Direktor kann man nicht gekündigt werden. Aber ich war damals noch etwas jünger und die Art und Weise, wie die Dinge sich gestalteten, gefiel mir nicht. Ich entschied mich für die Vereinigten Staaten, weil ich dort Möglichkeiten sah, Dinge neu zu gestalten.

Trotz aller Mühe war diese Erfahrung für mich in vieler Hinsicht positiv, weil mir über die Jahre klar wurde, dass ich im Prinzip im Unrecht war und eine weniger konfrontative Lösung vernünftiger gewesen wäre. Dennoch bin ich überzeugt, dass meine Nachfolger im Max-Planck-Institut für Experimentelle Medizin die Dinge, die ich begonnen hatte, weiterführen konnten, und zwar besser und in neuere Rich-

tungen als ich das hätte machen können. Nils Brose und Klaus Nave sind seitdem Direktoren an dem Institut, und sie haben dort phantastische Arbeit gemacht. In diesem Sinne war es meines Erachtens ein positiver Ausgang auch für das Institut. Das einzige, worüber ich inzwischen ein bisschen schmunzeln muss, ist, dass der Bundesrechnungshof die Max-Planck-Gesellschaft nach meinem Weggang scharf dafür kritisierte, dass sie mir ein Tierhaus gebaut hätten. Dies sei nicht nötig gewesen, da ich ja wieder gegangen wäre. Vor ein paar Jahren jedoch wurde mir, als ich nach Göttingen kam, gesagt, dass ein größeres Tierhaus benötigt wird, und ich wurde gefragt, warum ich es so klein geplant hätte. Was ich damit sagen will, ist, dass die Dinge von verschiedenen Perspektiven verschieden gesehen werden. Auf jeden Fall sind die Göttinger, davon bin ich überzeugt, froh darüber, dass das Tierhaus gebaut wurde, auch wenn der Bundesrechnungshof es kritisierte.

Ich möchte im Folgenden kurz über meine Arbeit und mein Verständnis des Nobelpreises sprechen. Das, was wir gemacht haben und warum das Stockholmer Komitee mich – für mich dankenswerter-



weise – geehrt hat, hat Jens schon besser erklärt, als ich es könnte. Ein Nobelpreis ist in gewisser Weise immer ungerecht, weil diejenigen, die ihn erhalten, in der Regel nie für etwas geehrt werden, was sie alleine gemacht haben. Vielmehr ist die Arbeit, die mit dem Nobelpreis geehrt wird, von wenigen Ausnahmen abgesehen eine Arbeit von vielen – so war es auch in meinem Fall. Deswegen fühle ich mich manchmal ein wenig wie die Spitze eines Eisberges, die oben über den Ozean guckt, auch wenn ich nicht ganz so kalt bin wie ein Eisberg. Denn ohne die große Masse, die man nicht sieht, gäbe es den Eisberg nicht.

Hinzu kommt, dass mit meinem Nobelpreis Fortschritte geehrt wurden, die zwar größtenteils in meinem Labor gemacht wurden, die jedoch ohne die Fortschritte in vielen anderen Laboren, einschließlich des Göttinger Labors von Reinhard Jahn, mit dem wir über Jahre zusammengearbeitet haben, nicht möglich gewesen wären. Deswegen ist ein Nobelpreis für diejenigen, die ihn erhalten, und für diejenigen, mit denen sie zusammengearbeitet haben, sehr erfreulich. Wichtig aber scheint mir vor allem, dass der Nobelpreis als stellvertretend für ein Feld



und für eine Zusammenarbeit angesehen werden sollte. Denn es geht anders als zum Beispiel bei olympischen Spielen nicht darum, wer als Erster ans Ziel kommt, sondern es geht vielmehr darum, als Gemeinschaft eine Frage zu lösen. Bei unseren Arbeiten ging und geht es bis heute darum, zu verstehen, wie Nervenzellen im Gehirn miteinander kommunizieren und wie spezifisch eine Nervenzelle ein Signal aussendet, wenn sie mit einer anderen Nervenzelle reden will. Sie tut dies, indem, wie Jens es erklärte, in Bläschen gepackte chemische Botenstoffe mit der Oberflächenmembran fusionieren und dadurch diese Botenstoffe freisetzen – das ist das Signal. Das ist ein kleiner Teil des Verständnisses des Gehirns, ein minimaler Teil – gleichzeitig aber ist es ein essentieller Teil, weil dies der Prozess ist, der jegliche Kommunikation im Nervensystem initiiert.

Einerseits bin ich extrem froh darüber, dass ich diesen Nobelpreis erhalten habe, andererseits auch ein bisschen beschämt. Denn ich fühle sehr stark, dass ich diesen Preis stellvertretend erhalten habe und er nicht zu einem Fetisch gemacht werden sollte oder zu etwas, was gute oder brillante Menschen von weniger brillanten Menschen unterschei-

det. Ich würde eher sagen, das ist etwas, was Menschen, die mehr Glück haben, von Menschen, die weniger Glück haben, unterscheidet. Und ich wünschte mir, dass meine Kollegen auch so viel Glück hätten!

Im Folgenden meiner Rede möchte ich auf ein Thema zu sprechen kommen, das mir sehr am Herzen liegt und das auf meiner jahrzehntelangen Erfahrung in der Forschung vor allem in den Vereinigten Staaten, aber auch in Deutschland, beruht. Es geht mir um die Fragen, wie Forschung am besten gefördert werden kann, welchen Herausforderungen sich Forschung stellen muss, und wie junge Forscher unterstützt werden müssten, damit sie erfolgreich sein können. Denn für uns inzwischen in die Jahre gekommene Wissenschaftler muss es ein besonderes Anliegen sein, die nachfolgenden Generationen zu unterstützen.

Ich bin überzeugt, dass sich, zumindest in den Vereinigten Staaten, die Wissenschaftskultur in einer Art Krise befindet, einer Krise, die wir als Wissenschaftler zum Teil selbst zu verantworten haben und auf die wir einwirken müssen.

Wenn man Forschung in den Vereinigten Staaten und in Deutschland vergleicht, findet man in beiden Forschungsgemeinschaften Vor- und Nachteile. In Deutschland höre ich häufig eine Art Minderwertigkeitsgefühl gegenüber den Vereinigten Staaten heraus, was nicht immer berechtigt ist, denn vieles ist in der Forschung in Deutschland besser als in den Vereinigten Staaten, aber es gibt auch Dinge, die nicht so gut funktionieren. Ein Thema, auf das ich in diesem Zusammenhang eingehen möchte, ist das Problem der Kommunikation in der deutschen Forschungskultur. Als ich als Student am Max-Planck-Institut arbeitete und selbst später, als ich Direktor am Max-Planck-Institut für Experimentelle Medizin wurde, war es so, dass das Gebäude in Abteilungen unterteilt war und es keine Möglichkeiten gab, in demselben Gebäude ungehindert von einer Abteilung zur anderen zu gehen. Vor den Türen war eine Klingel, und man musste jeweils erst eingelassen werden. Dieses Problem einer fehlenden offenen Kommunikation, das sich häufig auch in der Architektur niederschlägt, behindert meiner Ansicht nach die Forschung in Deutschland. In der Forschung beruht alles darauf, dass man miteinander redet. Deswegen sollte man, wenn man heute ein neues



Forschungsgebäude baut, es fast so bauen wie diese Aula, in der man einen Riesenraum hat und alle diesen Raum miteinander teilen.

Ein weiteres zentrales Thema ist die Internationalität der Forschung, die in den Vereinigten Staaten selbstverständlicher ist, obwohl sich auch in Deutschland die Situation wesentlich verbessert hat. In den Vereinigten Staaten ist es so, dass die meisten meiner Kollegen Immigranten sind, auch ich selber bin Immigrant. Meine Kinder wachsen in den Vereinigten Staaten sozusagen als first generation auf und sind beides, Amerikaner und Deutsche, aber ich werde auch als Amerikaner immer Deutscher sein.

Was die Vereinigten Staaten mir geboten haben ist nicht nur, dass ich als Postdoc in die USA gehen durfte, sondern dass ich eine Langzeitperspektive hatte. Ich habe beobachtet, dass es in Deutschland zunehmend mehr ausländische Wissenschaftler gibt, was ich sehr begrüße. Zum Teil resultiert dies sicherlich aus der Not, weil die Arbeitskraft gebraucht wird, aber ich bin überzeugt, dass Deutschland davon profitieren würde, wenn die besten dieser Leute bleiben könnten und in die Gesellschaft inte-

griert werden. Das wäre gut für die Gesellschaft und für die Forschung. Denn alle Ausländer, Studierende oder Postdocs, mit denen ich in Deutschland rede, gehen davon aus, dass sie nach ihrer Ausbildung das Land sofort wieder verlassen müssen. Ich bin der festen Überzeugung, dass dies ein Nachteil für die deutsche Forschung ist.

Darüber hinaus ist Deutschland ein relativ kleines Land. Es ist größer als Luxemburg oder Holland, aber im Vergleich zu den Vereinigten Staaten dennoch relativ klein. Wir können hoffen, dass Europa weiter zusammenwächst und auf diesem Weg ein ähnlich großer wissenschaftlicher Binnenmarkt entsteht wie in den Vereinigten Staaten. Für die Forschungskultur ist eine gewisse Größe extrem wichtig, damit es mehr Möglichkeiten der Karrierewahl gibt, eine größere Vielfalt von Meinungen und zudem weniger gekungelt wird und der Gefahr von »Inbreeding« begegnet werden kann. Auch wenn diese äußeren Gegebenheiten kaum veränderbar sind, kann die europäische Gemeinschaft eine gemeinsame Forschungskultur fördern. An erster Stelle müssen Geldvergabe und Forschungspolitik an den Kriterien der Qualität und der Förderungswürdigkeit von Projekten



ausgerichtet werden. Nachgeordnet aber sollte zudem eine möglichst breite Streuung in viele Länder berücksichtigt werden.

In meinen Augen ist die öffentliche Akzeptanz von Forschung und die Finanzierung von Forschung in Deutschland insgesamt besser geregelt als in den Vereinigten Staaten. Ich höre häufig, dass es in Amerika mehr Geld gäbe, aber ich glaube nicht, dass dies der Fall ist. Vielmehr denke ich, dass es in Deutschland mehr Möglichkeiten der Finanzierung gibt und tatsächlich auch mehr Geld sowie eine größere Geldsicherheit. Trotzdem gibt es natürlich echte Engpässe, die teilweise darin begründet sind, dass in Deutschland die Flexibilität der Mittelvergabe, vor allem die der langfristigen, nicht ideal ist. Dieses generelle Problem müsste meines Erachtens eigentlich zu lösen sein.

Die Forschungsgemeinschaft der Vereinigten Staaten steht zur Zeit vor großen Herausforderungen, die es in diesem Ausmaß zumindest momentan in Deutschland nicht gibt. In der amerikanischen Gesellschaft hat sich das Verhältnis zur Wissenschaft in den letzten Jahrzehnten stark verändert und stellt



eine Art von wachsender Krise in der Wissenschaft dar. Wissenschaft hatte früher in den Vereinigten Staaten eine hohe Akzeptanz, und wissenschaftliche, also sachliche, Tatsachen wurden von den politischen Eliten ohne Zweifel akzeptiert. Gleichzeitig galt der Beruf des Wissenschaftlers für junge Leute als erstrebenswert. Heutzutage aber erleben wir in den Vereinigten Staaten eine Zeit, in der die Mehrzahl der Abgeordneten des Kongresses, sowohl im Senat als auch im House of Representatives, beispielsweise nicht glaubt, dass eine globale Erwärmung feststellbar ist, sondern im Gegenteil davon überzeugt ist, es handele sich, wie häufig gesagt wird, um eine kommunistische Verschwörung. Wenn Sie amerikanische Zeitschriften lesen, lautet der überwiegende Tenor, dass globale Erwärmung entweder umstritten ist oder einfach falsch. Die meisten der Repräsentanten des Volkes glauben zudem auch nicht, dass Evolution existiert. Wir alle wissen, dass dies Unsinn ist und könnten es einfach abtun, aber es zeigt dennoch eine sich wandelnde Haltung der Gesellschaft gegenüber Wissenschaft und Technologie. Die Ironie dabei ist, dass unser Leben gleichzeitig stärker als je zuvor auf Wissenschaft und Technologie beruht. So kann sich beispielsweise

heute kaum jemand vorstellen, ohne Handy zu sein, selbst zehnjährige Kinder nutzen es. Einerseits besteht die Erwartung, dass es dies alles gibt, andererseits schwindet das Verständnis für die Bedeutung von Wissenschaft, und viele wissenschaftliche Ergebnisse werden von vornherein abgetan.

In den Vereinigten Staaten ist zu beobachten, dass junge talentierte Menschen, die zum College gehen, anschließend nicht in die Wissenschaft streben. Während es früher hoch angesehen war, Mediziner zu sein und die Studienplätze begehrt waren, nehmen die medizinischen Hochschulen in den Vereinigten Staaten heute die Mehrzahl aller Bewerber an. Momentan kann dies noch durch das Anwerben von Ausländern kompensiert werden, aber diese Entwicklung ist insgesamt kritisch, denn auch in Staaten wie zum Beispiel China gehen die Besten zunehmend nicht mehr in die Wissenschaft. Meines Erachtens handelt es sich hierbei um eine globale Veränderung in der Gesellschaft, die eine sinkende Wertschätzung von Wissenschaft widerspiegelt. Der Wert der Wissenschaft wird nicht mehr gesehen und das Ziel von Wissenschaft, Erkenntnis über unsere Welt zu erlangen, gilt nicht mehr als wichtig.



Als Wissenschaftler sind wir aus verschiedenen Gründen für diese Entwicklung mitverantwortlich. Aus meiner Perspektive als medizinischer Wissenschaftler sehe ich uns hier in der Verantwortung, weil es in der Wissenschaft, jedenfalls in den Vereinigten Staaten, in den letzten Jahren zu häufig nicht darum ging, Entdeckungen zu machen, sondern darum, wer mehr Geld hat, wer mehr Geld bekommt oder in welchen Zeitschriften Ergebnisse veröffentlicht werden. In der Wissenschaft, jedenfalls in der medizinischen Wissenschaft, haben wir den Fehler gemacht, uns als Forschungsgemeinschaft nicht gut zu repräsentieren und den Sinn unserer Arbeit nicht zu vermitteln. Der Sinn unserer Arbeit als Wissenschaftler ist es, Dinge zu erkennen und zu beschreiben, die wahr sind, also Prozesse zu verstehen – nicht jedoch, Artikel zu veröffentlichen. In den Vereinigten Staaten ist die Medikamentenentwicklung rapide zurückgegangen, und die meisten Pharmafirmen beklagen sich, dass ein Großteil aller Veröffentlichungen falsch ist. All diese Probleme nimmt die Öffentlichkeit wahr, sie liest es, wenn klinische Versuche nicht klappen und Medikamente nicht funktionieren, weil sie letztlich auf falschen wissenschaftlichen Ergebnissen beruhen.



Unzählige Beispiele dieser Art zerstören das Vertrauen in das, was Wissenschaftler tun.

Als Wissenschaftler müssen wir uns dafür einsetzen, dass es auf jeder Ebene unserer Berufstätigkeit – oder um es zuzuspitzen, unserer Berufung – darum geht, Erkenntnisse zu gewinnen über Prozesse, die Fragen beantworten, die das Verstehen dieser Prozesse ermöglichen. Praktisch bedeutet dies nicht nur, dass wir darüber reden, sondern auch, dass wir andere Wissenschaftler oder auch Veröffentlichungen ausschließlich aufgrund des Inhaltes fördern. Das bedeutet unter anderem, dass zum Beispiel Berufungen nicht auf einem Impact Factor basieren sollten, also darauf, in welchen Zeitschriften Artikel veröffentlicht wurden oder in welcher Häufigkeit, sondern dass man sich bei der Förderung von Wissenschaft darauf konzentriert, was eine Person oder eine Institution erforscht hat, was sie erkannt hat, welche Fragen sie beantwortet hat.

Diese Überlegungen führen mich noch einmal zum Nobelpreis zurück. Obwohl der Nobelpreis in vieler Hinsicht eine Auszeichnung ist, die selten ausschließlich einer bestimmten Person zugeordnet wer-

den kann, ist er immer eine Auszeichnung für eine wirkliche Entdeckung. Der Wert eines Nobelpreises besteht für mich darin, dass der Preis für etwas steht, was es als Entdeckung verdient, gewürdigt zu werden. Ein Nobelpreis ehrt ein Verständnis, einen Fortschritt in der Wissenschaft, und insofern ist der Nobelpreis eines der besten Instrumente, die uns zur Verfügung stehen, um Wissenschaft darzustellen. In unserem Bemühen, die Wissenschaft von politischen und anderen negativen Einflüssen zu trennen, kann der Nobelpreis uns eine enorme Hilfe sein.

Ich möchte daher abschließend und auch an meinem eigenen Beispiel dafür plädieren, als wissenschaftliche Gemeinschaft in den Vereinigten Staaten wie auch in Deutschland, politisch darauf einzuwirken, dass die Belohnung, die Beförderung oder die Förderung insgesamt ausschließlich auf dem beruht, was geleistet und entdeckt worden ist. Hierfür benötigen wir Evaluierungsmethoden, die geeignet sind die Leistungen einer Person oder Institution zu erfassen. Dabei scheint es mir enorm wichtig, dass wir als Wissenschaftler in der Öffentlichkeit einerseits in dem, was wir wissen, bescheidener auftreten, wir jedoch zugleich auf dem Begriff der Wahrheit be-

stehen. Wenn zum Beispiel in einem Feld wie der Klimatologie globale Erwärmung als bewiesen angesehen wird, müssen wir darauf bestehen, dass es sich um eine Wahrheit handelt und nicht um eine politische Frage, die geleugnet werden kann. Die politische Frage ist die, was man damit tut, aber nicht, ob es existiert.

Vielen Dank.



## GÄSTELISTE

Stiftungsdinner der  
Georg-August-Universität Göttingen  
am 21. November 2014

Jens Michael Artelt  
Dr. Azadeh Azizian  
Waldemar Barwinske  
Dipl. Kfm. Fr.-W. Beckmann  
Prof. Dr. Ulrike Beisiegel  
Tete Böttger  
Peer Brauer  
Gregor Brune  
Prof. Dr. Michael Buback  
Dr. Dr. hc Andreas J. Büchting  
Prof. Dr. Peter Diepold  
Dr. Sven Ehrich  
Anja-Katrin Ehrich  
Prof. Dr. Gregor Eichele  
Stefan Engel  
Katrin Engelke  
Olaf Feuerstein  
Prof. Dr. Jens Frahm  
Anne Frahm

Susanne Graells  
Dr. Uwe Graells  
ass. jur. Annette Graf-Sturm  
Freiherr Rüdiger Grote  
Manfred Hadaschik  
Claudia Hallebach  
Prof. Dr. Gerd Hasenfuß  
Petra Hasenfuß  
Robert Heidhues  
Prof. Dr. Stefan Hell  
Prof. Dr. Anna Hell  
Torsten Helten  
Fritz Helten  
Dr. Berenike Hermann-Wolf  
Dr. Brigitta Hogrefe  
Dr. G.-Jürgen Hogrefe  
Prof. Dr. Reinhard Jahn  
Prof. Dr. Michael Karaus  
Jens Kaschner  
Ömür Kazil  
Dipl.-Ing. Thomas Keidel  
Katrin Keidel  
Dr. Thomas Kirchberg  
Thomas Kleinert  
Rolf-Georg Köhler





## GÄSTELISTE

Stiftungsdinner der  
Georg-August-Universität Göttingen  
am 21. November 2014

Dr. Joachim Kreuzburg  
Prof. Dr. rer. nat. Heyo Kroemer  
Angelika Kronberg  
Prof. Dr. Inge Kroppenberg  
Dr. Wilhelm Krull  
Angelika Krull  
Dr. Hans-Rudolf Kurth  
Dr. Sabine Kurth  
Petra Küster  
Roland Laudin  
Gundula Laudin  
Prof. Dr. Doris Lemmermöhle  
Prof. Dr. Norbert Lossau  
Prof. Dr. Bernward Märländer  
Michael Melingo  
Wolfgang Meyer  
Annette Meyer  
Carola Müller  
Dr. Gerhard Müller

Axel Müller-Eising  
Prof. Dr. Eva-Maria Neher  
Prof. Dr. Erwin Neher  
Dietmar Nogai  
Maria Nogai  
Wilhelm Oppermann  
Thomas Oppermann  
Prof. Dr. Julia Ostner  
Dr. Milena Ouzunova  
Christa Pawlik-Oppermann  
Dr. Eunike Piwoni  
Dr. Stefan Puntke  
Prof. Dr. Britta Radenmacher  
Dr. Gerd Rappenecker  
Dr. Konrad Rieck  
Karin Sartorius-Herbst  
Gerhard Scharner  
Beate Schmitz  
Hans-Hinrich Schriever  
Prof. Dr. Matthias Schumann  
Dr. G. Felix Schuppert  
Dipl.-Ing. Hansjochen Schwieger  
Susanne Schwieger  
Prof. Dr. Hans-Wolf Sievert  
Prof. Dr. Henner Simianer





## GÄSTELISTE

Stiftungsdinner der  
Georg-August-Universität Göttingen  
am 21. November 2014

Martin Sommerfeldt  
Prof. Dr. Achim Spiller  
Walter Sturm  
Prof. Dr. Thomas Christian Südhof  
Dr. Thomas Suermann  
Klaus Thimm  
Michael Turko  
Katharina Turko  
Dr. Henning von der Ohe  
Prof. Dr. Kurt von Figura  
Susanne Weigang  
Marcus Weinhagen  
Beata Weinhagen  
Dr. rer. nat. Marko Weinrich  
Matthias Weiss  
Frank Wiegelmann  
Dr. Meike Wollni

Wir danken dem Team  
des Cateringhauses Göttingen  
Böning-Schaumberg und  
der Weinhandlung Bremer.

Für die Organisation des Abends danken  
wir Gabriele Höpfner und Karin Anderson.



